

ZUR SCHREIBUNG DES BAIRISCHEN

Das große Kreuz der Dialektdichter ist die Orthographie. In fast allen einschlägigen Veröffentlichungen findet man diesen Seufzer, und jeder Autor sucht nach eignen Lösungen und kommt zu anderen Ergebnissen. Letzten Endes sind wir da in der gleichen Situation wie die Mönchsschreiber vor 1000 und mehr Jahren, die vor dem Problem standen, ihre (althoch-) deutsche Muttersprache mittels des dafür unzulänglichen Zeichenvorrats des lateinischen Alphabets zu Papier zu bringen. Ludwig Merkle, der sich kürzlich darüber geäußert hat, meint, ein jeder könne es deshalb mit der Mundartschreibung halten, wie er wolle, und dabei trotzdem nur wenige Fehler machen. Letzteres bezweifle ich sehr. Man sehe sich nur einmal die Beiträge in SCHMANKERL daraufhin kritisch an.

Aber wir wollen uns zuerst einmal einen kurzen Überblick verschaffen über die Verschiedenartigkeit der Möglichkeiten, wie man das Bairische verschriften kann. Im wesentlichen lassen sich die Varianten in 3 große Gruppen einteilen: (1) Duden-Anhänger, (2) progressive Unabhängige, (3) Phonetiker.

(1) Die erste Gruppe ist vertreten durch die (in orthographischer Hinsicht) konservativen Schriftsteller, die bestrebt sind, sich möglichst wenig von der im Duden festgelegten Schreibnorm zu entfernen. So haben es etwa die bairischen „Klassiker“ wie Ludwig Thoma, Michl Ehbauer oder Johann Lachner („999 Worte Bayrisch“) gehalten. Ihnen haben sich zeitgenössische Autoren wie Georg Lohmeier, Wolfgang Johannes Bekh oder Josef Martin Bauer („Auf gut bayerisch“) angeschlossen; so hält es die Mehrzahl der Verfasser von mundartlichen Beiträgen in Zeitungen und Zeitschriften. Diese Tradition hat den entscheidenden Nachteil, daß die lautliche Realisation des Dialektextes weitgehend dem Leser überlassen bleibt, so daß Feinheiten und Besonderheiten der jeweiligen regionalen Ausprägung des Bairischen nicht zum Ausdruck kommen. Und gottlob gibt es eben kein Einheitsbairisch, keinen bairischen Standarddialekt, wie das Schreibungen von der Art „I hab’s selber g’sehn“ vorzutäuschen scheinen.

(2) Im Gegensatz dazu stehen die progressiven Autoren, die ihre Dialektschreibung bewußt von der üblichen Orthographie absetzen; der „Verfremdungseffekt“ wird meist unterstrichen durch die eine mehr oder weniger radikale Kleinschreibung. Absichtlich wird dem Leser die Mühe der Entzifferung von „Dialektogrammen“ zugemutet; die Schriftsteller kosten den Reiz aus, orthographische Vexierbilder zu präsentieren (z. B. „ruxog“ = Rucksack, „gööd“ = gewählt). Beispielgebend waren hierfür die Gedichte des Wieners H. C. Artmann („med ana schwoazzn dintn“, 1958). Diesem Vorbild haben sich viele Dichter der experimentellen bis konkreten Poesie angeschlossen.

(3) Die dritte Gruppe ist dadurch gekennzeichnet, daß die Autoren Wert darauf legen, ihren Dialekt regional zu präzisieren. Deshalb suchen sie in ihrer Schreibweise ein höheres Maß an Lauttreue zu verwirklichen, als dies bei

(1) und (2) möglich ist. Ideal zu erreichen wäre dieses Ziel, wenn man sich der Symbole der internationalen Lautschrift (API/IPA) bedienen würde, die eine phonetisch exakte Transkription ermöglicht. Aber: Kaum jemand wäre dann in der Lage, solche Mundarttexte zu lesen. Also müssen wesentliche Zugeständnisse an die Lesbarkeit gemacht werden. Immerhin werden aber Akzente oder andere Zusatzzeichen verwendet, mit deren Hilfe man die lautliche Wirklichkeit des Dialekts zu notieren sucht. Beispiele hierfür sind etwa Ludwig Merkles „Bairische Grammatik“ (1975) oder auch Reinhold Amans „Bairisch-österreichisches Schimpfwörterbuch“ (1973). („Wannsd amoi gschdoam bisd, gäh i da auf b Beedigung.“) — Jüngstens hat Otto Kuen eine neue Variante angeboten in seinem Buch „Do taat a dar aa stinka“ (1977), das einen „unverbindlichen Vorschlag für eine bairische Rechtschreibung“ enthält sowie „Lesestückeln zum Drangewöhnen“. („Des ko a tayra gspass wern, hob-y gsagt.“)

Keine Art der Verschriftung befriedigt vollkommen. Kuens Vorschläge erscheinen mir verhältnismäßig am besten, da sie weitgehend von der Duden-Orthographie unabhängig sind, damit also den Reiz der Verfremdung aufweisen, aber auch ein hohes Maß an phonetischer Exaktheit ermöglichen. In ähnlicher Weise hat bereits vor 40 Jahren Eugen Dieth Anweisungen für die Schreibung der deutschen Dialekte der Schweiz konzipiert (Schwyzertütschi Dialäktschrift. Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte“, 1938). — Auch fürs Bairische hat es immer wieder Ansätze gegeben, eine für alle Nuancen geeignete Schreibweise zu entwerfen, so z. B. Max Dingers „Geschriebene Mundart“ (1941). Keinem war jedoch Erfolg beschieden.

Heute, da die Dialektliteratur einen so beachtlichen Aufschwung nimmt, ist es wieder an der Zeit, über Richtlinien einer bairischen Dialektschrift zu diskutieren, und m. E. ist die Zeitschrift SCHMANKERL der rechte Ort für eine solche Diskussion.

#### *Neue Mitarbeiter in dieser Nummer:*

---

*Gotthelf Gollner:* Siebzig Jahre ist er alt und lebt als Austragsbauer in der Nähe von Mühldorf. Schon in den 20iger Jahren hat er angefangen, sich Aussprüche, Eindrücke, Merkwürdigkeiten, Erlebnisse auf kleinen Zetteln zu notieren. Vieles davon ist verloren gegangen. In einer Schublade seines Nachtkastens aber hat er noch immer einen Packen handgeschriebener Sprüche und Gedichte aufbewahrt. In einer schwachen Stunde hat er Vera Botterbusch und Klaus Konjetzky seine Schubladenschätze gezeigt und sich von den beiden Autoren dazu überreden lassen, ein paar Sprüche und Gedichte zu veröffentlichen.

*Hermann Josef Jahrmann,* Pinkafeld/Burgenland — geb. 31. März 1958, Oberwart, Studium der Biologie an der Universität Graz, Gewinner des Burgenländischen Talentwettbewerbs 1977, Funksendungen und Lesungen.

*Marie Elfriede Lang-Pertl,* Völs/Tirol — geb. 2. Mai 1940 Innsbruck, Kindergartenleiterin, Religionslehrerin. Publikationen in Anthologien, Mundartband „Gschliffene Stoandln“, Lyrikband „Phosphor im Regen“, Rundfunk.